

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bierleiste. Aus dem Skizzenbuch Hans Holbeins d. J. in der Doffentl. Kunstsammlung zu Basel.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

VII.

Von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold und die Anna sind schon lange von der Hochzeit und der kleinen Reise in die italienische Schweiz zurück, die vier Tage gedauert hat. Wochen sind seitdem herumgegangen.

Aber von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold geht in die Brüche. Wie der Felice, bleibt auch er tagelang weg. Wenn er heimkommt, findet er eine stille, arbeitsame, immer gute und willige Frau. Sie ist nicht so zutraulich, wie er sie haben möchte, hängt sich ihm nicht an den Hals, wie er sich das für die Ehezeit vorgestellt hat; aber sie tut ihm zu lieb, was sie kann und mag. Eine Schande wäre es, wenn er sich beklagen wollte. Aber, was in ihr ist, weiß er nicht.

Drüben im Püntinerhaus geht der Vincenz aus und ein. Er geht scheinbar wieder aufrecht, entschlossen und mit Schritten, die wissen, wo aus. Nur eine größere Unruhe ist an ihm als früher. Im Rat ist ihm das Bauwesen übertragen worden. Er muß daher oft fort wie sein Bruder, der Arnold; aber er geht und kommt unregelmäßiger als dieser. Allmählich, während er in allen Ecken des Landes sich umgesehen hat, kommt auf den Straßen, die er gegangen ist, als Welle, die zurückschlägt, das heimgefahren, was die Leute in den Landecken von ihm halten.

„Merkwürdig ist es, wie er sich in alles einarbeitet, der Püntiner! — Der steht noch, wo etwas fehlt und wo nicht! — Auf Ordnung sieht er noch, der Bauherr, beim Eid!“ — Gutes, Besonderes, ja manchmal Großes verlautet von ihm und kommt alles heim zu seiner Mutter, kommt auch heim zu Anna; der Felice und der Arnold selber tragen es ihr zu. Vor ihren Augen fließt um das Bild des Vincenz allmählich ein Heiligenschein. Der Arnold aber wird klein, ganz klein davor. Der hat nur einen Alltagsverstand, läßt sich an einem ehrlich zu Ende gebrachten Tagewerk genügen; sein Schwiegervater muß von ihm sagen, daß er zwar

brauchbar, aber keiner ist, der mehr lernen will, als ihm gerade not tut. Die Anna bekommt immer häufiger seltsamen Besuch: das Mitleid mit dem Vincenz, den das Glend würgt, das Verlangen nach ihm, der der bessere ist von den zweien, das Bewußtsein: Dich hat er in sich, dich, keine sonst! So ist es, daß des Arnold Frau mehr an dessen Bruder denkt, als gut ist! Dann wohnen sie auch zu nahe beisammen, die Anna und der Vincenz. Sie suchen einander nicht, meiden einander vielmehr; aber der und der Tag bringt doch ein Aneinandervorübergehen oder ein Zusammentreffen, und so stumm jedes bleibt, aus den Blicken wächst es heraus, daß eines weiß, wie das andere hungert und nach wem.

So geht die Zeit.

Der Vincenz hat ein geschäftiges Leben. Eine Menge Menschen gehen bei ihm aus und ein. Manchmal ist es, als ob er der einzige wäre, der im ersten Rat sitzt. Daneben läßt er im Haushalt nichts fehlen. Ueber das Land im Schachental setzt er den Knecht, den Bartli. Die Elisabeth fährt mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf bei der Nachricht.

„Freu' dich noch nicht!“ sagt der Vincenz. „Kannst noch manchmal warten lernen, bis deine Zeit kommt!“ Aber er sieht sie sonderbar an dabei, wie als wollte er sagen: Aber sie wird schon kommen, deine!

Die Püntinerin beobachtet ihn heimlich. Sie lernt ihn auswendig seit Wochen und Wochen wie ein schweres Buch und weiß, daß noch alles in ihm so aussieht wie am ersten bösen Tag. Außerlich ist er ganz gesund. Aber den Wurm hat er in sich. Die Püntinerin wartet nur noch auf die Zeit, da der Wurm genug gefressen haben wird. Dann wird der baumstarke Mensch, der Vincenz, am Boden liegen.

Und die Tage wechseln.

Jetzt ist wieder Sommer, die Zeit der offenen Fenster und Türen und die Zeit der Mondhelle. Die Frau des Felice ist für ein paar Tage ins Oberland

gereist, ihre Verwandten aufzusuchen. Die Elisabeth ist mit ihr gegangen, hat das Oberland noch nie gesehen, und die Frau hat gern eine mitgenommen, die ihr Gesellschaft leistet. In den Brüchen ist viel Arbeit, der Felice und der Arnold sind häufig, oft tagelang fort. Eben sind sie für zwei Tage weggefahren, der eine auf Reisen, der andere in den Bruch. So ist die Anna allein im Haus. Die Püntinerin, die den Vincenz in Geschäften fort weiß, läßt sie rufen. Warum soll jede für sich die Zeit lang werden lassen! Sie sprechen nicht viel; aber jede ist um der andern Nähe froh. Die Anna muß viel an den Vincenz denken und daß er in der Stube, wo sie mit der Püntinerin sitzt, täglich ein- und ausgeht. Gegen Abend aber

schüttert der Flur unter schweren Schuhen. Der Vincenz ist da. Die Püntinerin schrickt zusammen und kann einen Satz, den sie im Gespräch just angefangen, nicht zu Ende bringen, weil der Gedanke ihr die übrigen verschüttet, daß der Vincenz die Anna hier nicht finden sollte. Die Anna aber sinnt auf ein Wort, mit dem sie erklären kann, daß sie plötzlich gehen muß. Bis der Püntinerin die Gedanken und der Anna die Worte kommen, steht der Vincenz schon in der Tür.

„Tag,“ sagt er, „ich bin schon da; schnell fertig gewesen bin ich diesmal.“ Dann erblickt er die Anna, kommt in die Stube und setzt sich. Wohl oder übel muß auch die Anna noch bleiben. So sitzen die drei beieinander. Allemal, wenn ihnen heiß wird, weil es zu



Hans Holbein d. J. Die Passion, Außenseiten der Flügel eines Altars, in der Öffentl. Kunstsammlung zu Basel.



Hans Holbein d. J. Triumphzug des Reichtums. Nach einem Wandgemälde im Stadhof zu London.

still zwischen ihnen ist, weiß wieder eines etwas zu sagen. Aber die Unterhaltung ist eine mühsame Sache. Dennoch geht die Anna nicht, und der Vincenz sitzt wie angeleimt; denn — es ist etwas Großes, so in der gleichen Stube beieinander zu sitzen! Die Püntinerin stört sie nicht. Es ist, als ob sie nicht da wäre. Der Vincenz fühlt nur die Nähe von einer, und die fühlt nur, daß der Vincenz da ist. Endlich aber weiß die Anna, daß es Zeit ist zu gehen; die Püntinerin muß sonst merken, warum sie bleibt. So steht sie auf und gibt der Alten die Hand, muß sie auch dem Vincenz geben. Die Hände fallen zusammen und halten fest; es ist keine unschuldig; sie liegen beide knapp ineinander und lassen sich unwillig los.

„Abe!“ sagt die Anna.

„Wirßt froh sein, wenn sie morgen wieder kommen, der Arnold und der Vater,“ sagt die Püntinerin.

„Ja, ja,“ sagt die Anna. Dann geht sie.

Der Vincenz sieht nach Stall und Vieh, Knechten und Magd; nachher geht er in seine Stube und arbeitet. Zuweilen findet sein Blick das Fenster des Nachbarhauses. Einmal, als er wieder hinblickt, steht die Anna dort und schaut herüber. Es ist kein Zweifel, daß sie nach ihm ausgespäht hat; ihr Zurückfahren verrät deutlich, wie sie sich vorgeneigt hat, um besser zu sehen. Es ist auch nichts Neues; es ist nur der Hunger, der große Hunger! Und der wächst an dem Abend. Den Vincenz zieht es wie mit Seilen von seinem Stuhl weg hinüber. Drüben ist die Anna — allein, und — morgen kommen sie erst heim, der Arnold und der Felice! Aber er sitzt fest, der Vincenz. Nur der Hunger wächst. Er wächst den Abend und eine schlaflose Nacht hindurch

und ist am Morgen so groß, daß sich der Leib wie in einem Fieber schüttelt: „Erst am Abend kommen sie heim, der Arnold und der Felice!“

An diesem Morgen hat der Vincenz vor dem Hause zu tun, und drüben kehrt die Anna die Haustreppe. Sie erblicken einander. Der Vincenz nickt und die Anna auch, und sie grüßen: „Tag!“ Und der Hunger zerrt an ihnen. Das Schlimmste aber ist, daß jedes fühlt, wie er am andern zerrt.

Aus dem Morgen wächst der Mittag. Der Vincenz kann nicht arbeiten; er geht bald da-, bald dorthin im Haus. Einmal läuft er auf die Straße hinaus und kehrt wieder um, hat wollen die Anna sehen. Es hätte sein mögen, daß sie just um den Weg gewesen wäre.

Der Mittag verrinnt langsam in den Abend. Jetzt kommen sie bald, der Arnold und der Felice!

In drei Stunden!

In zwei Stunden!

Die Püntinerin sitzt am offenen Fenster in der Stube. Der Abend ist warm, gewitterig. Weiße und braune und schwarze Wolken fahren von Westen nach Osten über das Tal; zuweilen zieht unten über die Matten ein schwarzer Schatten, wenn oben am Himmel durch dunkles Blau eine besonders nachtfarbene Wolke segelt.

Nach einer Weile tritt der Vincenz bei der Mutter ein.

„Sind sie heim, der Arnold und der Felice?“ fragt er die Mutter.

„Ich habe sie nicht gesehen,“ gibt sie zurück.

„So kommen sie erst im letzten Zug,“ sagt er; es ist, als ob er keinen Atem habe.

Als der Tag endet, zuerst die Sonne erlischt und dann die Helle, beides zuletzt an den hohen Bergen vergehend, während das Tal schon in Schatten und Nacht gesunken, tritt der Vincenz wiederum aus dem Hause, steht erst eine Weile vor der Tür, hemdärmelig, mit offener Weste, gelb im Gesicht, dicke Hautwulste unter den Augen, geht dann hin und steigt auf den Lattenhag des Gartens. Das ist nichts Besonderes, daß er da sitzt; die Knechte, der Arnold und er selber haben sich oft um Feierabendzeit so hin an die Straße gesetzt. Heute freilich sind die Knechte im Schachental, wo Heu gemacht wird; nur der „Köbi“ sitzt drin in der Küche bei der Mieg; der ist so alt und dürr, daß er sich selbst im Sommer an den Herd kauert.

Der Gartenhag ist nah am Nachbarhaus; eigentlich ist er wie ein Band zwischen den zwei Häusern. Der Vincenz hat, während er sich an der obersten Latte hält, ein Gefühl, als legte er schon die Hand an des Nachbarns Mauer. Dazu drängt es ihn auch. Hinter der Mauer wohnt — die Anna, und nach der Mauer allein schon, hinter der sie ist, ist er gierig.

So ist der Hunger gewachsen, wochenlang aber noch nie wie an diesem Tag.

Der Vincenz sitzt, stiert den Boden an, und die



Hans Holbein d. J. Vorzeichnung zum Bildnis des Jakob Meyer z. „Basen“ in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.

Dunkelheit rinnt über das Land und die Straße und ihn. In der Wohnstube drüben, zu ebener Erde rechts, gleich neben der Haustür, wird das Fenster hell. Ein roter Schein sticht in die Dunkelheit hinaus. An der scharfen Helligkeit ist etwas Hohes; sie ist wie ein klaffender Wundschnitt im schwarzen Leib der Nacht. Nahe an den Vincenz rinnt sie heran; aber der sitzt noch im Dunkel.

Ja! Und die Anna ist allein drüben — — — Und — dem Bruder seine Frau ist sie!

Einen Augenblick überläuft ein Frost den Vincenz, mehr noch ein Gefühl, als ob ihn ekelte. Ihn ekelte vor der eigenen Niedertracht.

Das willst doch nicht, dem Bruder die Frau stehlen, ein solcher Schuft bist nicht! Aber — gern hast sie und sie dich — ja — und — Herrgott —

Der Vincenz atmet nicht, er leuchtet, er denkt nicht, er jagt die Gedanken, und seine Gestalt schüttelt.

Ja — und da kann kein Mensch etwas sagen, wenn du hinübergehst zu der Anna. Der Schwager bist! Was sollst sie also nicht besuchen gehen!

Er steigt von seinem Sitz. Es reißt ihn hinüber. Ein wenig zu ihr hineingehen? Warum nicht — wenn es ihr und ihm wohl tut! — Sie kommen vielleicht, der Arnold und der Felice! Mit dem letzten Zug mögen sie erst kommen, können aber auch die nächste Viertelstunde schon da sein. Jetzt aber sind sie nicht da! Und sie ist allein, die Anna! Warum also nicht gehen, die Stube mit ihr teilen! Sie mögen dann kommen, der Arnold und ihr Vater! Was wird dabei sein, wenn — sie ihn bei ihr finden! Zwei so nahe Verwandte! Bah, es ist ja zum Staunen, daß sie nicht öfter beieinander sitzen!

Der Vincenz geht auf das Haus zu, den Kopf vorgestreckt, taumelnd; seine Augen brennen. Er stolpert über die Treppe hinauf, in den Flur und klopft an die Tür.

„Herein!“ sagt die Anna.

Darauf tritt er in die Stube, hält aber die Falle fest und die Tür offen. „Sind sie noch nicht da, der Arnold und . . .?“ fragt er.

„Nein,“ sagt die Anna. Sie ist aufgestanden. Eine



Hans Holbein d. J. Federzeichnung aus dem „Lob der Narrheit“ (Superstitionis cultus).



Hans Holbein d. J. Bildnis des Bürgermeisters von Basel Jakob Meyer z. „Säsen“ in der Dörschli-Kunstsammlung zu Basel.

Handarbeit liegt vor ihr auf dem Tisch, wo sie gegessen hat; im ersten Schreck hat sie sie hingeworfen. Das Herz schlägt ihr, daß sie es oben am Hals fühlen kann. Was der will, der Vincenz?!

Er steht sonderbar aus, wie verflört. Sein Haar ist wirr, mit der schweren Rechten knüllt er die Weste. „So, noch nicht da sind sie?“ sagt er. Dann macht er die Türe zu, sacht drückt er sie ins Schloß, es ist, als ob seine Arme zitterten. An der Türe bleibt er stehen.

„Warum hast es nicht früher gewußt?“ fragt er plötzlich mit ganz leiser, heiserer Stimme.

Die Anna braucht nicht zu fragen, was er meint; der große Hunger scheint ihm zu deutlich aus den Augen.

„Jesses, geh!“ stammelt sie.

„Du . . . du . . . armer, dummer Mensch . . . daß du uns das Leben so hast verwüsten müssen!“ sagt er, wieder ganz heiser.

„Vincenz . . . ich . . . ich . . .“

Jeder Zug in ihrem weißen Gesicht zuckt. Verloren und hilflos steht sie da.

Der Vincenz kommt langsam auf sie zu. „Du . . . du . . .“ hungert er und packt ihr Handgelenk.

„Jesses, wenn sie kämen!“ stößt sie heraus.

„Warum hast es nicht gewußt?“ leucht der Vincenz und zieht sie näher. Es bricht etwas aus ihm hervor wie Wildwasser, das den Damm sprengt, und die Anna schießt es wachsen und sich selber darin treiben wie in einem Wirbel. Während er sie näher und näher zieht, verwirrt sich ihr Denken. Jetzt fühlt sie nur noch, daß er da ist und fragt: Warum hast du es nicht gewußt?

„Ich kann nichts dafür . . . So gekommen ist es halt . . . erst nach und nach,“ gibt sie ihm Antwort. Dann lehnt sie sich an ihn.

„Einmal will ich dich haben,“ hungert er.

„Einmal,“ sagt sie ihm nach.

Sie halten sich fest. Der Vincenz setzt sich und zieht sie auf seine Knie. Sie ist ein Spielzeug, wie er sie packt.

„Einmal,“ sagt er atemlos und küßt sie. Sie drängt sich ganz nahe zu ihm, fährt aber gleich auf: „Horch!“

Er kümmert sich nicht, hält sie wie angegeschlossen. Alles bleibt still, und sie gibt sich zufrieden. Sie reden nicht, halten

sich nur. Plötzlich aber erschrickt sie wieder.

„Jesses!“

Schritte nahen dem Haus.

„Da sind sie,“ sagt die Anna, „jesses, laß mich!“

Sie windet sich in seinen Armen; aber er hält sie wie mit Klammern und sieht mit den brennenden Augen nach der Türe. „Jetzt muß er es sehen,“ stößt er zwischen den Zähnen hindurch.

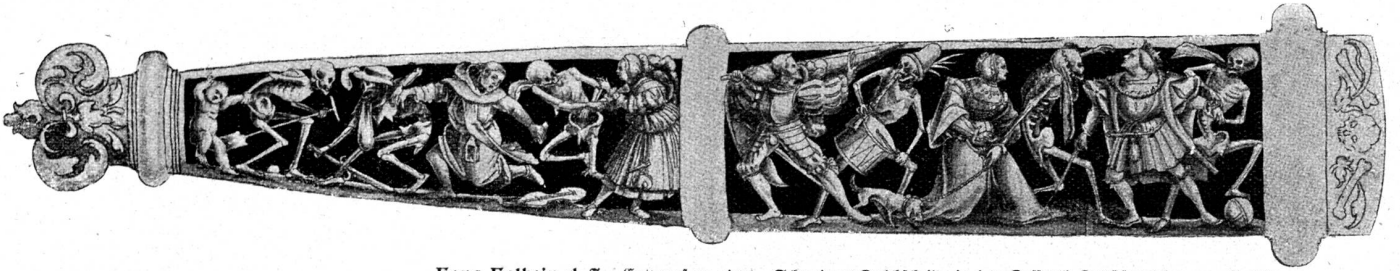
Die Anna stemmt die Hände gegen seine Brust und wehrt sich wie wild; aber er rückt nicht, braucht sich kaum anzustrengen, um sie zu bändigen.

Jetzt geht schon die Türe.

Der Felice und der Arnold treten dicht hintereinander ein. Sie sind im Gespräch begriffen auf die Schwelle getreten; so sieht



Hans Holbein d. J. Federzeichnung aus dem „Lob der Nartheit“ (De grege porcus).



Hans Holbein d. J. Entwurf zu einer „Schweizer“-Dolchsheide in der Deffentl. Kunstsammlung zu Basel.

der Arnold, welcher der hintere ist, zuerst in die Stube.

„Was . . .“ sagt er. Nun schaut auch der Felice hin.

„Laß sie doch los!“ sagt der Arnold. Er scheint nicht zu wissen, was er denken soll. Meint sogar scherzen zu müssen. Aber der Vincenz sieht so aus, daß ihm das Scherzen vergeht.

Die Anna regt sich nicht mehr. Sie hält den Arm des Vincenz umklammert; vielleicht ist es ihr jetzt eine Wohltat, daß er sie hält.

Die beiden Männer kommen näher. Langsam steigt dem Felice das Blut ins dunkle Gesicht. „Mach keine Narrheiten!“ sagt er zum Vincenz und streckt die Hand nach der Anna aus.

Der Vincenz sieht den Bruder an, von unten herauf mit flackernden Augen.

„So,“ sagt er und schiebt die Anna von sich. „Jetzt hast es gesehen. Jetzt will ich sie dir geben, für ganz!“

Der Arnold hat Schweiß auf der Stirn. Ein fürchterlicher Zorn kommt über ihn, der sonst gutmütig, langsam und gleichgültig ist. „Was bist du für einer, für ein elender Lump!“ sagt er. Es ist so viel, als ob er vor dem andern ausspuckte.

„Nicht recht mußt sein im Kopf!“ sagt der Felice.

Der Vincenz wirft einen Arm über die Stuhllehne. „Setz dich!“ sagt er zum Arnold und zeigt auf einen Stuhl, dann auf einen andern: „Setz dich, Felice!“

Sie wissen selber nicht, warum sie tun, was er verlangt. Vielleicht ist er vor ihren Augen so lange hoch gestanden, daß sie nicht daran glauben können, daß er auf einmal klein sein soll. Sie sitzen und warten fast mit verhaltenem Atem auf das, was er sagen wird.

Er lehnt sich breit in den Stuhl zurück, durch sein gelbes Gesicht zuckt ein fast mitleidiger Ausdruck.

„Elender Lump hast gesagt,“ hebt er zum Arnold gewendet an, „du ganz Kleiner, den ich aufgebracht habe von Kindswindeln auf, dem ich der Vater sein könnte den Jahren nach . . . So . . . Elender Lump hast gesagt?“

Er lacht kurz und trocken. Der Arnold will aufahren; aber der Vincenz spricht schon wieder.

„Fast vierzig Jahre lang habe ich keine Zeit gehabt, an mich zu denken. Immer ist noch eines gewesen,

dem ich etwas in die Hände habe geben müssen! Und wie ganz zuletzt die Reihe an mich selber kommt, die Hände nach etwas auszustrecken . . . nach . . . der da,“ — er nickt mit dem Kopf nach der Anna, die drüben an der Wand lehnt — „da bist du gekommen und hast es weggenommen . . .“

„Was? . . . Du hast . . .“ will der Arnold einfallen. Der andere aber spricht weiter, ruhig, immer wie mit mitleidigem Hohn:

„Elender Lump hast gesagt! Recht hast vielleicht! Zahm und fromm bin ich nicht! Dir hat sie gehört, deine, die Anna, und mir ist sie doch zugewachsen allmählich mit den Gedanken. Zwei hat er geschlagen damit, der Herrgott! Hätte es dem dritten geschenkt bleiben sollen? Haha, so geduldig bin ich nicht! Darum hast es wissen müssen. Jetzt mußt helfen an dem Rätsel herumraten, warum es im Leben so schief gehen kann!“

Der Arnold und der Felice sitzen stumm da. Eine schwüle Luft ist in der Stube. Dem Vincenz seine Worte fahren hinein, karg, kurz wie Blitze, die aus einem schwarzen Kohlenhaufen zucken. Die Anna hat den Blick am Boden; die Lippen zusammengedrückt steht sie da und wartet. Es wird kommen, wie es muß.

„Das hat kommen müssen,“ fährt der Vincenz fort. „Jetzt da, da hast sie wieder . . . deine! Es ist ihr nichts geschehen. Lernen mußt den Weg zurückfinden zu ihr, wie ich mich fortfinden muß! Immer noch leichter hast es. Und . . . es wird schon gehen, wart, nur . . . Es wird schon gehen!“

Er steht auf. Breit, von plumpem Wuchs, mit dem großen turmhafte Kopf steht er da. „Vor mir brauchst keine Angst zu haben,“ endet er. „Ich gehe schon, heute nicht, morgen nicht . . . aber, wenn es Zeit ist! Weit genug, sei ruhig . . . Nach Amerika . . . oder noch weiter . . . Wart' nur! Ich weiß schon, daß ich gehen muß. Und bis ich gehe . . . Angst brauchst keine zu haben!“

Er geht der Tür zu. Keiner von den andern weiß was zu sagen. Die Anna rührt sich nicht. Tags ihres Lebens aber hat nachher keiner der drei vergessen, wie der Mensch, der Vincenz, breit, mit schwer schlenkernden Armen, den Kopf vornüberhängend, wie ein Zer Schlagener sich aus der Stube geschoben hat.

VIII.

Das ist nun nicht leicht, das Sichineinanderzurückfinden, das der Arnold und die Anna lernen sollen. Gut ist es vielleicht, daß sie allein wohnen und die Alten haben, den Felice und seine Frau. Die sind die Brücken, auf denen sie langsam wieder zusammenkommen müssen. Der Felice hat der Tochter harte Worte gesagt: „Hast du keine Scham in dir gehabt, du?“ Aber nachher hat ihm der bleiche, verkümmerte Mensch, die Anna, leid getan. Daß sie nicht leicht an dem trägt, was geschehen ist, kann ihr einer ansehen. Der Mund ist schmal, die Unterlippe zittert leise. Darin liegt alles, reden tut sie nicht. Sie ist für den Felice und seine Frau immer das einzige Kind, ist auch lange brav und recht gewesen. In Erinnerung daran kommt der Friede zwischen den Alten und der Anna wieder zustande. Inzwischen hat der Arnold mit dem Felice zusammen gearbeitet; denn nach außen und vor den Leuten hat ohnehin alles beim Alten bleiben müssen. Die Arbeit hat sie einander nahegebracht, die gemeinsame Arbeit bringt auch den Augenblick heran, wo der Felice zum Arnold sagen kann: „Daß es wieder recht werden mit der Anna! Immer könnt Ihr nicht wie Unbekannte aneinander vorbeigehen!“

Der Arnold, gutmütig und aus Gehorchen gewöhnt, hat allgemach eine sonderbare Empfindung von dem, was geschehen ist. Er wundert sich kaum mehr groß, daß der Vincenz, der immer Meister über alle gewesen, auch jetzt wieder mit seiner schweren Hand in sein Leben gehauen hat, wundert sich nicht, duckt sich still. Er kommt an dem Abend, an dem ihm der Schwiegervater zugeredet, mit frischerem Gruß heim zur Frau. Ueber dem Nachtessen, das sie seither schweigend eingenommen, erzählt er ein Wort von dem und dem, während die Anna in ihrer geräuschlosen Art für ihn sorgt. Dann sieht er sie plötzlich an, etwas wie Rüh-

rung im Gesicht, und streckt ihr die Hand über den Tisch: „Du,“ sagt er, „es muß ja doch wieder ins Geleise kommen mit uns!“

„Wenn es dir recht ist,“ sagt die Anna demütig. Mit ihr ist es, daß sie weiß, was sie gefehlt hat und daß es sie drückt. Es drückt sie fast mehr als das andere, daß sie und der Vincenz nicht zusammenkommen sollen. Sie ist von geradem und starkem Sinn. Die Qual um den Vincenz zwingt sie allmählich nieder; über das Schuldbewußtsein wird sie nicht Herr. Sie kann auch jetzt den Arnold nicht ansehen. So quält sie das Gewissen. Daß es aber weitergehen muß zwischen ihr und dem Mann, dem Arnold, weiß sie so gut wie der.

„Mit der Zeit wirst es lernen, nicht ganz unzufrieden zu sein,“ sagt er jetzt wieder.

„Ich habe kein Recht zum Unzufriedensein,“ gibt sie zurück, „muß dir danken, daß du mich behältst.“



Hans Holbein d. J. Glasgemälde mit Wappen des Abtes von Murbach Georg von Maßmünster in Basler Privatbesitz.



Ambrosius Holbein. Bildnis des Malers Hans Herbstler von Basel, im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert in der Oeffentl. Kunstsammlung zu Basel.

„Nun, nun,“ beschwichtigt er gutmütig.
Mit dem „Nun, nun“ läßt er das Gespräch zu Ende kommen; mehr ist heute nicht reif. Aber der Friede

der Arnold gefragt.

Darauf die Püntinerin: „Weit fort, was weiß ich wohin.“

(Fortsetzung folgt).

zwischen ihnen wächst doch aus diesen ersten guten Worten heraus. Die Anna tut still und von innerem Verlangen gedrängt alles das, was dem Arnold recht und gut sein muß, und der, wenn er auch merken muß, daß nur der Wunsch, gut zu machen, nicht der, ihm zu gefallen, ihre Art und ihr Leben bestimmt, findet sich langsam darein, die Frau zu haben, die er hat, eine ruhige, gleichmäßig freundliche, der jede Zärtlichkeit fremd ist, die aber auch mit keinem Blick, keinem Seufzer, ja nicht mit einer trüben Miene verrät, daß in ihrem Leben etwas tiefer gegangen ist, als das, was sie mit ihm verbindet.

Der Vincenz freilich hilft den beiden den Weg wieder glätten, der ihnen hat holperig werden wollen, hilft ihnen damit am meisten, daß er ihnen nicht mehr in diesen Weg kommt. Seit dem, was an jenem Abend geschehen ist, haben sie ihn mit keinem Blick mehr gesehen. Ohne daß etwas ausgemacht wäre, betreten die vom Felicehaus das des Püntiner nicht mehr. Nur ganz am Anfang ist der Arnold bei der Püntinerin gewesen, die ihn hat rufen lassen. Vorher hatte der Vincenz lange bei ihr gegessen. Dem Arnold hat sie zu wissen getan: „Wirft einsehen, daß er nicht gleich fort kann, der Vincenz! Wochen oder Monate können herumgehen. Es ist viel zu ordnen vorher. Er will Haus und Land in rechten Händen wissen, wenn er geht; euch allen etwas abtragen soll es einmal, wenn es an ein Teilen kommt.“

„Wo will er denn eigentlich hin?“ hat

Erinnerung.

Denkst du noch der wundersüßen Stunden?
Blau im Frühlicht schimmerte der See.
Mit dem Sommer bin ich hingeschwunden;
Sie vergruben mich im tiefen Schnee.

In dem Frost erstarrten meine Glieder,
Schließ die lebensmüde Seele ein,
Ach, und einst hört' ich dich nimmer wieder
Ruhlos wandern um den bleichen Stein.

Heut erwacht' ich ob dem tiefen Singen,
Das im weiten Schoß der Erde scholl,
Fühlte, wie in lösendem Durchdringen
Warm durch mich der Quell des Lebens schwoll.

Sieh, da brach aus meinem starren Leibe
Meiner Liebe letzter Hauch hervor —
Hörst du ihn im Frühlingwinde? Bleibe,
Ach, und lausch, bis er sich ganz verlor!

Emil Ermatinger, Winterthur.

